

Schaffhauser Storch in Zürich-West

Der Reproduktionsmediziner Peter Fehr sticht in seiner Branche hervor. Der Kinderwunsch seiner Patienten steht über allem, manchmal auch über dem Gesetz.
Von Katharina Bracher



Kleine Branche – grosses Geschäft. Für Peter Fehr ist Zürich-West der bessere Standort als Schaffhausen. (Zürich, 16. Juli 2014)

Dies ist kein Ort für Kinder. Nüchternheit dominiert in Weiss und Silber, der Empfang könnte zu einem Designhotel gehören. Patienten warten hinter sterilen Wänden. Keine Spielecke, keine bunten Zeichnungen, keine Dankeskärtchen mit Fotos von zerknautschten Neugeborenen. Und trotzdem verlassen zwei von drei Patientinnen diesen Ort mit einem Kind im Bauch.

Die Erfolgsquote nennt jedenfalls Peter Fehr, Gründer der OVA IVF Clinic in Zürich. Der Reproduktionsmediziner empfiehlt, bereits vorhandenen Nachwuchs anderswo unterzubringen, bevor man seine Praxis in Zürich-West besucht. Kinderlachen, bunte Zeichnungen, Spielzeug – all das könnte irritierend wirken auf seine Patientinnen, die sich nichts sehnlicher wünschen, als endlich ein Kind zu bekommen. «Manche haben sich sogar beschwert, weil eine meiner Mitarbeiterinnen hochschwanger ist», sagt Fehr.

Verheiratete bevorzugt

Im Jahr 2012 kamen in der Schweiz laut offiziellen Zahlen rund 2000 Kinder zu Welt, die im Reagenzglas gezeugt wurden. Das sind 2,4 Prozent aller Lebendgeburten. Über sechstausend Paare haben im Jahr 2012 medizinisch unterstützte Fortpflanzung in Anspruch genommen. Unklar ist, wie viele Frauen aufgrund einer Behandlung im Ausland schwanger werden. Die Eizellenspende etwa ist trotz momentan laufenden Bemühungen zur Legalisie-

rung immer noch verboten. Auch unverheiratete, ledige und lesbische Frauen dürfen nach Schweizer Gesetz nicht behandelt werden. Und schliesslich ist auch die Leihmutterchaft verboten, die für homosexuelle Paare und Frauen ohne Gebärmutter oft die einzige Hoffnung ist.

In der Fortpflanzungsbranche ist die Zweiklassenmedizin Realität. Denn nicht jeder kann sich das Wunschkind, das mit einer durchschnittlichen Erfolgsquote von 36 Prozent nach erfolgter Behandlung auf die Welt kommt, auch wirklich leisten. Die künstliche Befruchtung (IVF) wird nicht übernommen von der Krankenkasse. Bei medizinisch begründeter Sterilität werden maximal drei Inseminationen, also das direkte Einspritzen von Spermia in die Gebärmutter, bezahlt. Das Geschäft mit dem Kinderwunsch ist einträglich. Wenn man davon ausgeht, dass ein Paar etwa 8000 bis 15 000 Franken ausgibt für eine IVF-Behandlung, kann man damit rechnen, dass die Branche mindestens 100 Millionen Franken Jahresumsatz erzielt.

Reproduktionsmediziner wie Fehr überbringen verzweifelte Fortpflanzungswilligen tagtäglich Hiobsbotschaften: Verstopfte Eileiter, schlechte Spermienqualität, begrenzte Eizellenreserven. Nie würde es sich Fehr mit seiner ruhigen, sachlichen Art aber erlauben, darauf hinzuweisen, dass auch ein kinderloses Leben erfüllt sein kann.

Mehr künstliche Befruchtungen

Medizinisch unterstützte Fortpflanzung



Quelle: Bundesamt für Statistik

Denn für ihn steht der Kinderwunsch seiner Patientinnen über allem – manchmal sogar über dem Gesetz.

Fehr macht kein Hehl daraus, Frauen mit Kinderwunsch, die er von Gesetzes wegen nicht behandeln darf, in eine Klinik im spanischen Alicante zu überweisen. Er selbst hat den Aufbau der Klinik unterstützt und fungiert heute als deren Berater. Fehr bestreitet jedoch, Geld für seine Überweisungen aus der Schweiz zu erhalten. Für ihn habe jede Frau Anrecht auf eine Behandlung. Unabhängig von sexueller Orientierung, Zivilstand und Alter. Letzteres mit der Einschränkung, dass die Eltern jung genug sein müssen, um das Kind bis zur Volljährigkeit aufzuziehen. So will es auch das Gesetz. Die Branche schielt derzeit neidisch auf Fehrs kommerziellen Erfolg. Natürlich gibt es

grössere Zentren, die mehr Babys produzieren. Aber Fehrs lockerer Umgang mit kritischen Fragen der Journalisten, seine nonchalante Art, Werbung zu machen und selbst Leihmutterchaften zu vermitteln, stösst auf Skepsis bei den Kollegen. Zwar will das niemand in der mit 26 Zentren recht kleinen Branche offen sagen. «Er gehört zur ersten Generation der Reproduktionsmediziner, die entdeckt haben, dass man sehr viel Geld machen kann, indem man den Patienten die Maximal-Therapie anbietet», sagt ein Fachkollege. Als Fehr bemerkt habe, dass seine Möglichkeiten in Schaffhausen aufgrund der billigeren Praxen im nahen Deutschland ausgeschöpft seien, habe er nach Zürich gewechselt. Fehr selbst würde es nicht anders darstellen. Aber auch in Zürich ist die Konkurrenz riesig. Fehrs neue

Klinik befindet sich in der unmittelbaren Nachbarschaft von Gynart, einem der erfolgreichsten privaten Zentren.

Fehlende Transparenz

Doch es gibt auch Kollegen, die Fehr offen kritisieren. Bruno Imthurn, Leiter der Klinik für Reproduktionsmedizin am Universitätsspital Zürich (USZ), stört sich daran, dass Fehr öffentlich den Eindruck erwecke, dass ausländische Kliniken besser seien. «Wenn er etwa behauptet, dass Schweizer Kliniken keine Erfahrungen darin hätten, Eizellen zu entnehmen, einzufrieren und aufzutauen, dann ist das schlicht unwar», sagt Imthurn. Einige Zentren, darunter seines, hätten ebenso viel Erfahrung mit den neuesten Techniken. Zudem verweist er auf Pionierleistungen, die aus universitären Zentren hervorgingen. Auch die IVF-Erfolgsraten seien mindestens vergleichbar hoch wie diejenigen der Privaten oder Ausländischen.

Doch so genau weiss das niemand. Die Fachgesellschaft erhebt zwar Zahlen, die Mehrheit der Mitglieder wehrt sich jedoch gegen die Offenlegung einer Vergleichsstatistik. Die Ärzte werben darum mit eigenen Zahlen. Auf einer Grafik, die Fehr jedem Paar zeigt, sieht man, dass die Unterschiede beträchtlich sind – die einzelnen Anbieter sind nicht erkennbar. Der Branchenschnitt liegt bei 20 Prozent Erfolgschance bei der ersten IVF-Behandlung. Fehr sagt, dass er mit 40 Prozent

an der Spitze der Statistik liege. Andere werben mit kumulierten Quoten. «Eine 36-jährige Frau, die mit IVF ein- oder mehrmals behandelt wurde, hat bei uns eine sechzig- bis achtzigprozentige Chance, schwanger zu werden», sagt Imthurn. Die Fortpflanzungsmedizin, meint der Professor, sei eine Passion, die dem Weinbau nicht unähnlich sei: «Jeder einzelne Schritt muss begleitet und vielleicht das nächste Mal angepasst werden. Wie ein Weinbauer, der immer wieder aufs Neue versucht, seinen Wein besser zu machen.»

An der Frage, ob nun die kommerziellen Bestrebungen der privaten Anbieter dem Fachgebiet schaden, scheiden sich die Geister. «Als privater Anbieter kann man sicher schneller auf Trends reagieren», sagt Felix Häberlin vom St. Galler Institut für Reproduktionsmedizin Fiore. Wer erfolgreicher sei, könne man jedoch nicht pauschal sagen. «Uns fehlen Kenntnisse über spontane Schwangerschaften, die nach erfolglosen IVF-Behandlungen auftreten», erklärt Häberlin. Doch nur so könne man feststellen, ob unnötig therapiert werde. Auch Peter Fehr versucht hinter das Geheimnis zu kommen, was mit jener einen von drei Frauen passiert, die seine Praxis verlässt, ohne schwanger zu sein. «Viele gehen ins Ausland», ist Fehr überzeugt. Alle anderen Babys, die trotz diagnostizierter Unfruchtbarkeit zur Welt kommen, müssten eine Laune der Natur sein.

Wortkontrolle

► Sommer, der

Seltenes meteorologisches Phänomen, das in hiesigen Breiten graden vereinzelt im Juli oder August beobachtet werden kann (►Forscherglück). Dann dringt mitunter plötzlich für einige Minuten die Sonne durch (►Martinsloch) und steigen die Temperaturen (►Sommerfrische). Dies geschieht meist nur unter der Woche (►Bürozeit), auch wenn wissenschaftliche Studien dies hartnäckig vernei-

nen (►Behördenpropaganda). Pünktlich zum Sonntag (►etym. Tag der Sonne) verzieht sich der S. dann wieder und macht einer Kaltfront namens Iwan, Kyrill oder Kurt Platz (►Sonnenwende). Angesichts seines spärlichen Auftretens (►Sommerloch) sind gewisse Kreise bereits dazu übergegangen, den S. im Frühling zu vermuten (►Sommerzeit) oder im Herbst (►Altweibersommer).

Kinos scheitern mit Frauenstrategie

Fussball-WM und Sommer reissen ein riesiges Loch in die Kinokassen. Dabei hatten die Filmverleiher vorgesorgt.
Katharina Bracher

Für Filmliebhaber waren es schwierige Zeiten. Kein Filmverleiher wagt es, auf den WM-Sommer gute Filme herauszubringen. Entsprechend gefasst waren die Kinobetreiber auf tiefe Besucherzahlen. Doch es ist schlimmer gekommen als angenommen. In den letzten zwei Monaten haben die Kinos ein Tief erlebt wie seit Jahren nicht mehr. Dies geht aus

den Wochenendzahlen von Filmdistribution Schweiz, dem Verband der Filmverleiher, hervor. Die Einbussen betragen im Vergleich je nach Wochenende zwischen 20 und 50 Prozent.

55 631 Besucher verzeichneten die Deutschschweizer Kinos etwa am letzten Wochenende. Am gleichen Juliwochenende im Jahr 2012 waren es mit 129 562 Personen mehr als doppelt so viele. 2013 besuchten immerhin 68 080 Personen am selben Juliwochenende die hiesigen Kinos. Weder der Branchenverband der Kinobetreiber, Procinema, noch die grösste Schweizer Kinobetreibe-

55631

Die Besucherzahl der Deutschschweizer Kinos am letzten WM-Wochenende war noch tiefer als befürchtet.

rin Kitag waren für eine Stellungnahme erreichbar. Frank Braun, Geschäftsführer des Stadtzürcher Kinos Riffraff, bestätigt den Negativtrend. «Die Zahlen sind noch nie so lange so tief gewesen», sagt er. Ursachen seien die Fussball-Weltmeisterschaft und das schö-

ne Wetter gewesen. Das alleine dürfte als Erklärung aber nicht ausreichen, zumal die Filmverleiher absichtlich einen Film für weibliches Publikum herausbrachten, um die wegen Fussballspielen ausbleibenden männlichen Besucher zu kompensieren. Der amerikanische Film «Boys n' Girls» wurde aus diesem Grund kurz vor der WM in die Kinos gebracht – noch vor dem Filmstart in den USA. Auch die Hollywood-Komödie «Walk of Shame» sollte Frauen anlocken. Doch der Plan scheiterte, das weibliche Publikum verweigerte den Kino-Strategen die Gefolgschaft.